

Nachdenkliches

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 15

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nachdenkliches

Kinderfehler: Die Kinderlüge

„Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht!“

Ein alter Spruch und ein wahrer Spruch; und doch ist er falsch, nämlich dann, wenn man ihn auf die Kinderlüge anwendet, vor allem auf die falschen Aussagen von kleinen Kindern. Denn lange nicht jede falsche Aussage des Kindes darf als Lüge bezeichnet werden. Als Maßstab für die Lüge kann allgemein überhaupt nur gelten, daß eine Aussage lügenhaft ist, wenn sie im Bewußtsein gemacht wird, etwas Unwahrhaftes zu sagen und in der Absicht, zu täuschen. Kinder aber machen sehr oft unrichtige Angaben und es handelt sich dabei keineswegs um Lügen. Unerfahrene Eltern lassen sich dann nur zu oft zu falschen Maßnahmen und zu Strafen verleiten, machen sich ob der „mißratenen“ Kinder Sorgen, die recht wenig berechtigt sind.

Da sind vor allem die Erinnerungstäuschungen. Kleine Kinder besitzen meist ein recht mangelhaftes Zeitbewußtsein. Ob sie etwas vor Wochen oder erst vor ein bis zwei Tagen erlebt haben, können Kleinkinder nicht unterscheiden und es ist eine alltägliche Erscheinung, daß sie „gestern“ und „morgen“ als Zeitwörter verwechseln.

Es ist aber nicht nur mangelndes Zeitbewußtsein, welches Ursache von falschen Angaben ist. Kindern fehlt auch ebenso sehr eine genügende und scharfe Aufmerksamkeit den Alltagslichkeiten gegenüber. So entstehen dann recht oft Erinnerungstäuschungen, die, wenn sie von Kindern erzählt und geschildert werden, als Flunkerei und Schwindel aufgefaßt werden. So hört man immer und immer wieder von Schülern die Aussage: „Dies und das ist mir gestohlen worden!“ In den meisten Fällen wird dann das vermißte Heft, das entwendet vermutete Buch und das „gestohlene“ Portemonnaie gefunden.

Eine weitere Quelle von Täuschungen ist das Traumleben des Kindes. Es geschieht ja auch Erwachsenen ab und zu, so lebhaft zu träumen, daß sie nur mühsam Traum und Wirklichkeit zu trennen vermögen. So darf es denn nicht verwundern, wenn Kinder Träume als wirklich erlebt empfinden und von ihnen erzählen.

In solchen Fällen auf Unwahrhaftigkeit des Kindes zu schließen, ist natürlich verkehrt. Der Erzieher hat sich sogar wohl zu hüten, mit Tadel oder Strafe scheinbare Lügen und Mordsgeschichten zu ahnden. Er muß vielmehr versuchen, den Ursachen — eben der mangelnden Aufmerksamkeit, dem noch fehlenden Zeitbewußtsein, dem als Wirklichkeit empfundenen Traum — nachzugehen und muß dem Kinde helfen, richtig und falsch voneinander zu scheiden.

Eine weitere Gruppe unabsichtlicher Unwahrheiten ergibt sich aus dem Phantasieleben des Kindes. Wir bezeichnen solche unrichtige Aussagen dann etwa als Phantasielügen. Kinder vom etwa achten bis zwölften Altersjahr haben oft ein ausgeprägtes, lebhaftes Phantasieleben. Wach träumen sie von allem Möglichen, von dem sie gehört, von dem sie gelesen und je intensiver sie sich damit beschäftigen, desto stärker vermischt sich bei ihnen Wachtraum und Wirklichkeit. Das Kind glaubt an seine Phantasien und auch seine Altersgenossen zweifeln nicht an den ihnen vorgetragenen Geschichten. Auch hier hilft keine Strafe. Ruhige Aufklärung, liebevolle Belehrung sollen dazu führen, dem Kinde das Unrichtige in seinen Aussagen inne werden zu lassen.

Mit dem Alter werden des Kindes treten bald auch wirkliche Aussagefälschungen auf. Da ist einmal die Gruppe der Abwehrlügen, der Angstlügen und Notlügen, bei denen allen bereits das Bewußtsein da ist, daß das Kind etwas Unwahrhaftes sagt. Und doch muß auch diese Gruppe von Lügen noch deutlich

getrennt werden von den wohl überlegten, gut vorbereiteten Verstandeslügen. Meist ist die Angst- oder Notlüge nicht bedingt durch Schlechtigkeit des Kindes als vielmehr durch das Verhalten der Erzieher bei gewissen Vorkommnissen.

Ein Kind zerschlägt unabsichtlich und in Abwesenheit der Eltern eine Blumenvase. Die heimkehrende Mutter fragt, wer die Vase zerbrochen habe und straft das Kind, welches sein Mißgeschick gestanden hat. Ein andermal findet die Mutter die Scherben einer zerbrochenen Tasse im Rehrichtkessel. Auf ihre Frage nach dem Übeltäter leugnet das Kind spontan und hartnäckig.

Hier muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß Kinder, wenn sie ein Vergehen offen zugeben, doch nicht immer sühnfrei ausgehen sollten. Auch die Offenheit kann so anerzogen werden, daß sie zur Berechnung wird. Hier den rechten Weg zu finden: Das Kind zur Offenheit zu erziehen und doch die Möglichkeit zur Strafe zu wahren ohne dem entgegengebrachten Vertrauen Abbruch zu tun, ist nicht leicht. Es dürfte auch schwer halten, darüber Verhaltensmaßregeln anzugeben; denn diese werden von Kind zu Kind nicht dieselben sein können. Immerhin dürfte allgemein gelten, daß schon das Geständnis allein ein Teil Sühne ist, und daß Offenheit in der Regel nicht gestraft sein will.

Und nun noch die eigentliche bewußte Verstandeslüge. Wir wollen uns dabei klar sein, daß das Kind mit ihr täuschen will. Das Verhalten des Erziehers muß so sein, daß von vornherein mit aller Entschiedenheit dem Kind der Mut zu weiteren Lügen genommen wird. Das beste Mittel allerdings besteht nicht in der Abwehr und Besserung der Lügenhaftigkeit als vielmehr im Vorbeugen, so, daß dem Kinde die Lüge gewissermaßen gar nicht in den Sinn kommt: Zwischen Eltern und Kindern, zwischen Lehrern und Kindern muß ein richtiges Vertrauensverhältnis geschaffen werden, ein Vertrauensverhältnis, welches den Gedanken zur Lüge im Kinde einfach nicht aufkommen läßt.

Leider ist die übliche Praxis in Elternhaus und Schule gegenüber der Kinderlüge noch oft die, daß mit allzu dramatischen Mitteln gegen den jungen Sünder vorgegangen wird. Man sollte aber die Kinderlügen nicht allzu tragisch nehmen, vor allem aber dann nicht, wenn man es vielleicht mit der Not- oder auch anderer Lüge selbst nicht allzu genau nimmt. Vorwürfe, Schläge und andere Strafen werden jedenfalls nur in seltenen Fällen einen allfälligen Hang zur Lüge heilen. Auch hier kann nur positive, liebevolle Erziehung helfen, daß die Wahrhaftigkeit ein Grundpfeiler einer anständigen Gesinnung ist, das muß dem Kinde klar gemacht werden — aber auch vorgelebt werden. —

R.

Erster schöner Tag

Noch steht der junge Baum
mit winterkahlen Zweigen
so einsam auf der Höhe.
Doch seh' ich schon im Traum
bunter Falter Reigen
um lichten Blütenschnee.

Es gleißt der Berg im Föhn.
Ein Vöglein singt im Wald.
Jetzt muß ich wandern gehn;
der Frühling kommt nun bald.

Paul Schent

Gilberte de Courgenay Das Volksstück von Maeglin und Haug im Stadttheater

Der Fourier (F. Minnig) in diesem Soldatenstück hat angesichts der Sechsmann-Reihe, die er berappen muß, nichts zu lachen. Im bürgerlichen Alltag hingegen wird Herr Minnig als kaufmännischer Direktor des Berner Stadttheaters in anbetrachter des Kassenerfolges der „Gilberte“ der zulezt und somit am besten Lachende sein. Und das gerade darum, weil dem Publikum so viel Zwerchfellreizung geboten wird. Situationskomik und Witz sind jedenfalls die stärksten Erfolgsfaktoren des Stückes. Rudolf Bolo Maeglin ist in seiner Gestaltung des Soldatenhumors nicht zimperlich. Den Gesetzen der Bühne gemäß kann es auch nicht seine Sache sein, in erster Linie die militärische Tüchtigkeit unserer Grenztruppen von 1915 ins Licht zu setzen. Immerhin erinnern einige repräsentative Züge an Ernst und Würde des schweizerischen Wehrdienstes, und wo die persönlichen Mängel eines Kanonier Hasler an seiner Soldatenpflicht irre machen, bringt ihm ein patriotisches Wort der jurassischen Staufacherin Disziplin bei.

Gilbertes eigenes entsetzungsschweres Liebesleid gibt dem Spiel einen wehmütig herzbewegenden Einschlag. Die inneren und äußeren Komplikationen, in die sich das prächtige Mädchen von Courgenay, der Kanonier Hasler und sein Tilly-Lüpfli verstricken, sind zwar psychologisch recht ansehbare Gespinnste. Aber wir haben es ja mit einem Singspiel zu tun, und auf Flügeln des Gesanges und der Musik, die Hans Haug geschickt aus Eige-

nem und Altbekanntem zusammengestellt hat, läßt man sich willig über die possemäßigen Unzulänglichkeiten hinwegtragen.

Und nun, wie zieht sich unser Stadttheater bei solchem Bedarf an Darstellern „Marke Armbrust“ aus der Affäre? — Für die Titelfrolle verpflichtete es die in Bern nicht unbekannte Anette Brun aus Basel, deren Gestalt und Wesen sich für die Wiedergabe dieser Edelsorte welschschweizerischer Weiblichkeit trefflich eignen und die mit ihrem gesanglichen Können die künstlerischen Höhepunkte der Aufführung schafft. Madeleine Marthe mimt sehr sympathisch die würdige Mutter Montavon. Ein ergötzliches, zu Energiebeweisen und Tränenausbrüchen gleichermaßen befähigtes Frauenzimmerchen ist Ditta Desch als Tilly vom Oberland. Für die Rolle seines trockköpfigen Liebhabers, des Peter Hasler, ist Hermann Frid der rechte Mann, und um diesen „Helden“ gruppieren sich fünf andere Kanoniere von der Batterie 18, unter denen Robert Trösch als überlegen schlagfertiger Zürihegel nicht nur körperlich hervorragt. Auch Walter Sprünglin ist ein echt schweizerischer Soldatentyp.

Also ausgestattet und zudem von der stofflichen Aktualität getragen, wird „Gilberte“ wohl mit einer Rekordzahl von Aufführungen als Siegerin aus der gegenwärtigen Berner Theatersaison hervorgehen. Oder sollte sie am Ende von der „lustigen Witwe“ ausgestochen werden? Da sei die nationale Solidarität vor!

R. Mächler.

Gilberte Eine Reminiscenz von Oblt. L. Terr. Füf. Bat. I/195

Bei einer kürzlichen Zusammenkunft alter Dienstkameraden von anno 1914/18 kam man u. a. auch auf Gilberte de Courgenay zu reden. Da ich unvorsichtigerweise erklärte, ich sei auch einer derjenigen, die von Gilberte „am Wickel und am Ohr“ gepackt worden sind, interessierten sich einige anwesende Wehrmannsgattinnen lebhaft dafür von mir zu vernehmen, in was eigentlich der Zauber bestanden habe, der Gilberte auf das zweifarbene Tuch ausgeübt und sie in der ganzen Schweizerarmee so berühmt gemacht habe. Ich mußte mich also dazu bequemen, der holden Weiblichkeit gegenüber Rechenschaft abzulegen und hub also an: Ich bin zu Kriegsbeginn als junger Leutnant nach Courgenay gekommen und habe dort Gilberte zum ersten Mal gesehen. Sie war damals noch kein berühmter „Star“, sie hatte nichts Auffallendes an sich, war nicht hübscher als andere Dorfschönen von Courgenay und Umgebung, war adrett als Kellnerin gekleidet — schwarzes Kleidchen mit sauberem weißem Schürzchen — lebhaft, intelligente, dunkle Augen — aber etwas Auffallendes hatte sie doch an sich: sie hatte die große Gabe, die Wünsche, ja sogar die Stimmung der anwesenden Soldaten — ob hoch oder niedrig — herauszufühlen und es ihnen wohligh und heimelig zu machen (de les mettre à l'aise — wie man französisch so treffend sagt).

An jenem Abend als sie mich zum ersten Mal bediente, war ich innerlich schlechter Laune, irgend eine Anrennperei von oben herab hatte mich „taube“ gemacht, dazu regnete es in Strömen, war kalt und ungemütlich, es dunkelte über der Ajoie und ferne grollte unaufhörlich der Kanonendonner aus dem Elsaß. Da trat ich, meine blaue Pelerine zurückschlagend und meine Mühe abschüttelnd, in das hell erleuchtete Bahnhofbüfett, setzte mich großend an einen Tisch und schon stand Gilberte mit der Frage: „Monsieur désire?“ vor mir. Sie hatte gleich heraus, wo mich der Schuh drückte und bald hatte ich in fröhlichem Geplauder mit ihr allen Weltkummer vergessen, ihr anvertraut wer ich sei — und siehe da! sie kannte schon längst den Namen meines Hauptmanns, meiner Kameraden und Führer rechts, trotzdem wir erst seit einigen Wochen im Quartier lagen. — Ich ging dann noch oft ins Hotel de la gare und bewunderte jedesmal die natürliche Anmut Gilbertes, die mit ihrem fröhlichen Wesen den Raum erfüllte.

Die Trommel schlug, das Regiment zog weiter, irgendwohin — adieu Gilberte — der hinterste Mann verschloß schon damals den Namen Gilberte in seinem Tornister wie ein süßes Geheimnis und war neidisch auf die Kameraden, die das Glück hatten, uns in Courgenay abzulösen!

Zwei Jahre hatte schon der Krieg gedauert und im Herbst 1916 führte mich der Weg wiederum nach Courgenay. Als ob keine Minute seither verstrichen wäre, begrüßte mich Gilberte mit alter Herzlichkeit wie einen alten lieben Bekannten, führte mich die Treppe hinauf ins „Hinterstübli“, wußte schon im vornherein, was meine Lieblingsspeise war, deckte fein sauber den Tisch und labte meinen Durst. Sie plauderte von alten Zeiten und von den vielen Soldaten und Offizieren, die seither da waren, und ich mußte geradezu staunen ob ihrem fabelhaften Gedächtnis, das jedem „Generallstabler“ Ehre gemacht hätte. Aber noch viel glücklicher machte mich das Gefühl, von Gilberte nicht vergessen worden zu sein! Und das war ja eben das große Geheimnis, das Gilberte so berühmt gemacht hat: Jeder Wehrmann, ob Offizier, Unteroffizier oder Soldat, glaubte und war fest davon überzeugt: Bei ihr bin ich „Hahn im Chörbli“, weil sie jeden gleich freundlich behandelte und ihn auch nach Jahren sofort erkannte und beim Namen nannte. Dabei war keine Spur von Aufdringlichkeit — im Gegenteil, sie war immer lebenswürdig, fauber, hilfsbereit und fröhlich, aufmunternd — als ob von ihr ein Licht ausginge, das Liebe, Wärme für alle Wehrmänner ausstrahlte. So habe ich Gilberte gekannt!

Jetzt bin ich längst ein alter Haudegen, meine strammen Buben wachsen mir über den Kopf und kennen die Geschichte der „Gilberte de Courgenay“, die ich ihnen oft erzählen mußte, nur mehr als Soldatenlied und als Legende aus der Grenzbefetzungszeit 1914/18. Eines möchte ich noch beifügen: Ich habe vernommen, daß Gilberte seither eine ausgezeichnete Hausfrau und Soldatenmutter geworden sei. Das freut mich, aber verwundert mich nicht. Ich wünschte nur, daß in unserer verworrenen Zeit sich jede Soldatenfrau bemühen möchte, nach der Zauberformel zu leben: „Je veux mettre mon mari à l'aise“ — dann lebt der gute Geist Gilbertes in den kommenden Generationen weiter und es braucht uns um die Zukunft unseres schönen und freien Heimatlandes nicht bange zu sein. Punktum.